

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital  
© 2016 S. Fischer Verlag GmbH,  
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany  
ISBN 978-3-596-30637-4

# Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf  
[www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de).



Martha Bergland lebt in Wisconsin und unterrichtet am Milwaukee Area Technical College. ›Die Farm am Grunde des Sees‹ ist ihr erster Roman, ein zweiter ist in Arbeit; davor schrieb sie preisgekrönte Kurzgeschichten.

*Die Farm am Grunde des Sees* ist ein Buch über die Sehnsucht, ein Roman, der von Lebenserwartungen und Enttäuschungen erzählt.

Jack und Janet, seit zwanzig Jahren verheiratet, sind ein eingespieltes Paar. Doch der Jack, mit dem Janet heute lebt, hat kaum noch Ähnlichkeiten mit dem Mann, den sie einmal geheiratet hat. Früher hatten sie den gemeinsamen Traum, eine eigene Farm zu bewirtschaften. Aber Jacks Idealismus und auch seine Wünsche sind nach vielen erfolglosen Jobs der Resignation gewichen. Er zieht sich immer weiter in sich selbst zurück, Janet arbeitet als private Altenpflegerin, um sie beide zu ernähren, und übernimmt immer häufiger Nachtschichten, um so oft wie möglich von zu Hause wegzukommen.

Als Janet auf einer mehrtägigen Autofahrt die verwirrte alte May zu deren Tochter bringt – in die Gegend ihrer eigenen Kindheit –, werden alte Träume wieder wach: Landschaften, Gerüche und Farben des Mittleren Westens und nicht zuletzt die Wiederbegegnung mit ihrem Schwager Carl, den sie einmal geliebt hat und vielleicht immer noch liebt, wecken längst vergessen geglaubte Gefühle und die Sehnsucht, wieder so zu leben wie früher, auf einer Farm inmitten der Natur. Aus dieser Sehnsucht wird im Laufe der Reise für Janet die Gewißheit, daß sowohl Jack als auch sie wieder ein Leben finden müssen, das sie glücklich macht.

Martha Bergland

Die Farm  
am Grunde des Sees

*Roman*

Aus dem Amerikanischen  
von Renate Orth-Guttman

Fischer Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,  
Frankfurt am Main, Juli 1995

Deutschsprachige Erstpublikation  
im Wolfgang Krüger Verlag, Frankfurt am Main  
© S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1993  
Die amerikanische Originalausgabe  
erschien 1989 unter dem Titel »A Farm Under a Lake«  
im Verlag Graywolf Press, Saint Paul

© Martha Bergland 1989

Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3-596-12749-1

Meinen Großmüttern zum Gedächtnis

Ida Martha Hoover Howard  
und  
Eloise Beal Bond Bergland



Jack ist jetzt meine Kirche, aber er ist eine Kirche ohne Riten. Manchmal habe ich Sehnsucht nach meiner früheren Kirche: Nach der Gemeinschaft und der Feierlichkeit, nach dem Weihrauch, den Chorälen und dem Gefühl der Befreiung. Das hatte ich wohl laut gesagt dort in der Einfahrt, die Hand am Türgriff des Wagens, der noch naß war vom Tau, wie alles hier draußen. Einen Augenblick blieb ich stehen und hörte den Rotkehlchen zu, die in unserem sonst so stillen Vorort ihr überschwengliches Morgenlied sangen. Ein Samstag im Juni. Heute wollte ich May Nickelson zu ihrer Tochter nach Illinois bringen. Ich war im Begriff, wie meine Mutter es auszudrücken pflegte, mich auf den Weg zu machen. Man muß sich nur auf den Weg machen, sagte sie, um deutlich zu machen, wie leicht es fällt, sich umzustellen. Mein Koffer und eine Thermosflasche mit Kaffee waren schon hinten im Wagen, aber ich stand da und hörte den Rotkehlchen zu. Steig ein, mach dich auf den Weg. Auch das hatte ich wohl laut gesagt. Ich begriff, daß es die Rotkehlchen waren, die mich an fromme Dinge erinnert hatten. Auf einer Getreidefarm im Flachland, deren Gebäude völlig frei und ungeschützt inmitten von Feldern voller Pestizide standen, waren Rotkehlchen rar; aber in Half Moon gab es welche, in den Fliederbüschen vor der kleinen katholischen Kirche. Gutsein, Frommsein – das klang wie Rotkehlchen, war wie Maiglöckchenduft. Hier in unserem Vorort erhob sich der Dunst in Schwaden vom Asphalt und von den Motorhauben. Weit und breit war kein Mensch zu

sehen. Hinter mir, im Haus, war mein Mann, Jack Hawn. Ich sah Jack so deutlich vor mir, als säße er hier im Vorgarten an unserem Küchentisch und als hätte ich hinten Augen. An diesem Küchentisch saß Jack in seinem Anzug mit Weste und hatte die Arme vor sich auf die Resopalplatte gelegt. Rechts neben ihm stand die Kaffeetasse, vor ihm lag die aufgeschlagene Zeitung, der Stellenteil der Zeitung. Der Fernseher lief, und Tom Brokaw und Jane Pauley lachten. Jack lachte nicht. In seinem Gesicht nisteten Traurigkeit und Sorge. Er hatte nur noch entfernte Ähnlichkeit mit dem Mann, den ich geheiratet hatte.

Als ich einstieg, war meine Hand noch naß von dem Tau am Türgriff. Ich blieb ganz still sitzen. Bis ich mich dazu aufgerafft hatte, mir die Hand am Rock abzuwischen, war sie schön an der Luft getrocknet. Ich saß da und versuchte, an meiner Last festzuhalten. An meinem schweren Herzen, an meiner Liebe. Ich versuchte, es mir nicht leichter zu machen oder mich von irgend etwas zu lösen. Ich fuhr nur für vier Tage weg. Um May Nickelson nach Illinois zu bringen. Ich wurde dafür bezahlt. Jack war nach wie vor arbeitslos, wir brauchten das Geld. Es gab keinen Grund für Gewissensbisse. Und auch keinen Grund zur Erleichterung.

Ich stieg aus und wischte mit dem Unterarm den Tau von den Wagenfenstern. Ich trocknete den Arm am Rocksäum ab und stieg wieder ein, stieg aus und ging zurück ins Haus.

In der Küche saß Jack noch an derselben Stelle, genau so, wie ich ihn vor mir gesehen hatte. Tom Brokaw interviewte Rosalyn Carter. Ich stellte mich hinter Jack und legte ihm die Hände auf die Schultern – diese vielen Stoffschichten! – und überlegte, was für eine Art von Kirche Jimmy wohl sein mochte. Ob Rosalyn richtig fromm war? Dann zog ich mir einen Stuhl heran und legte einen Arm um Jack. »Ich liebe dich, Jack. Wirst du allein zurechtkommen?«

Jack guckte den nationalen Wetterbericht mit dem großen Wettermann. »Quer über dem nördlichen Illinois steht eine Gewitterfront, da mußt du aufpassen, Janet.« Jack drehte sich um und sah mich an. »Hat deine alte Dame Angst vor Gewittern?«

»Sie ist nicht meine alte Dame, Jack. Sie ist mein Job.«

Die Idee, sie hinzubringen, stammte allerdings von mir, eigentlich hatte die Tochter sie holen wollen. Aber Jack und ich waren dort in der Gegend aufgewachsen. Meine Eltern hatten uns (jeder für sich, sie sind geschieden) hier schon besucht, aber ich war seit vielen Jahren nicht mehr in meiner Heimat, in Half Moon oder auf der Farm, gewesen. Ich wollte die Gegend gern wiedersehen, diesmal nicht mit den Augen eines vom Sex umgetriebenen jungen Mädchens, sondern mit den Augen einer berufstätigen, verheirateten Frau. Ich bin private Haus- und Altenpflegerin.

»Warum kann die Tochter nicht herkommen? Warum kriegst immer du diese Jobs?«

»In vier Tagen bin ich wieder da. Ich ruf dich jeden Tag an. Ich bring dir was Schönes mit.«

»So einen kannst du mir mitbringen.« Jack zeigte mir den schnittigen Jaguar auf dem Bildschirm. »Und am besten auch gleich einen neuen Job.« Jacks Haltung hatte sich, während wir redeten, während ich die Arme um ihn gelegt hatte, nicht verändert. Er saß da wie an einem Schreibtisch und sah zu, wie Tom und Jane über eine Mütze mit Schweinsgesicht lachten, die der große Wettermann trug. Wie hieß der Typ doch gleich? In ein paar Jahren würde Jack genauso aussehen. Jemand von hier, aus Green Bay, Wisconsin, hatte dem Wettermann die Mütze geschickt.

»Ich hab dich lieb, Jack.« Ich stand hinter ihm, die Hände auf seinen Schultern, und zählte die Stoffschichten bis zu seinem Hemd, die festen Schichten zwischen meinen Händen und meinem Liebsten, die Wochen oder Monate, seit ich Jacks Haut unter meinen Händen gespürt hatte. Ich stellte mir vor, meine Hände lägen

fest um Jacks Hals. Später würde ich diese Szene vor mir sehen und sie nachfühlen. Später würde ich begreifen, was ich gemeint hatte.

Ich blieb noch einen Moment so stehen, aber Jack sagte nichts. Ich ging zum Wagen und fuhr los.

Jetzt war der Tau weg, ich würde zu spät zu May kommen, und statt Leichtigkeit spürte ich beim Fahren eine Schwere in Nacken und Schultern, die mich meiner Mutter ähnlich machte. In meiner Brust war ein Ziehen, das erfahrungsgemäß an die vierzig Meilen anhalten würde; über vierzig Meilen geht offenbar die Reichweite von Jacks Sender. Danach werden die Signale so schwach, daß ich sie nicht mehr empfangen.

Obleich ich spät dran war, fuhr ich langsam an der Bucht entlang, ich sah, daß schon Leute unterwegs waren und die zerrupften Gänse in den Anlagen fütterten. Ob ich wohl jemand anderen empfangen würde, wenn Jack nicht mehr in meinem Sendebereich war? Ganz kurz dachte ich an Carl; ich sah ihn allein in dem leeren Farmhaus sitzen und trinken. Aber zu Carl habe ich keinen Draht mehr, und sonst ist niemand da. Nicht mehr. Seit zwanzig Jahren habe ich zu nichts und niemandem mehr einen Draht – weder buchstäblich noch im übertragenen Sinne. Nein, das stimmt nicht. Zu dem Kohlkopfmann hatte ich einen Draht, und deshalb bin ich nur *beinab* die ideale Ehefrau. Das hatte ich wieder laut gesagt, und dann lachte ich. Ich versuchte, wie Jane Pauley zu lachen, aber das ging daneben.

Früher war ich selbst ein Sender, früher konnte ich so senden wie Jack. Senden und empfangen. Jetzt empfangen ich Jack und alte Damen, aber ich bin auf dem Weg.

May Nickelson, die ich seit fast einem Jahr betreue, ist, um mit Jack zu reden, »gut betucht«. Sie wohnt in einem großen Kalksandsteinhaus aus den dreißiger Jahren direkt an der Bucht. Sie und ihr Mann, ein Unternehmer, hatten über dreißig Jahre zusammen dort gelebt und zwei Töchter großgezogen, und nach seinem Tod hatte

sie noch fünfzehn Jahre allein dort gewohnt und sich offenbar hauptsächlich mit Basteln und Handarbeiten beschäftigt. Dann war sie bei Glatteis gestürzt, hatte sich beide Handgelenke gebrochen und geistig immer mehr abgebaut. Die Woche über war ich abends und nachts bei ihr, am Wochenende hatte sie eine andere Pflegerin. Meine Aufgabe war es, ihr das Abendessen zu richten, sie ins Bett zu bringen und bei ihr zu bleiben, bis die Tagesschicht mich ablöste. In letzter Zeit aber war May mehrmals der Tagespflegerin entwischt und im Nachthemd auf der Straße aufgegriffen worden. Und manchmal ging sie, wenn sie unbeobachtet war, einfach in das Nachbarhaus, das einem jungen Ehepaar gehört. Wenn sie abgeschlossen, stand sie plötzlich lächelnd vor dem Fenster, und wenn sie es mal vergaßen, fanden sie May auf der Couch im Arbeitszimmer, oder sie lag unter dem Kinderbett und schlief. Als die junge Frau einmal nachmittags ins Obergeschoß zu ihrem Baby gegangen war, hatte sie ein Geräusch im Schlafzimmer gehört und May in ihrem Ehebett gefunden, und da war ihr endgültig der Geduldsfaden gerissen.

Das Sozialamt, Mays Tochter und ihr Anwalt wurden verständigt und alle erforderlichen Schritte eingeleitet. Das Haus ist schon verkauft, und heute, während ich May zu ihrer Tochter nach Quincy, Illinois, fahre, soll auch die Einrichtung verkauft werden. Die Tochter legt keinen Wert auf Mays Sachen, sie will die ganze Geschichte schnell hinter sich haben.

In der ersten Zeit unserer Bekanntschaft hatte May noch hin und wieder klare Momente und äußerte sich zum Hier und Heute: »Schmeckt komisch, der Hackbraten!«, »Die Farbe steht dir nicht!« oder: »Niemand dürfte so alt werden müssen.« Jetzt lächelt sie nur noch. Sie spricht selten, manchmal allerdings sagt sie abscheuliche Sachen zu einer gewissen Judy und einem gewissen Fritz. Einmal ist sie ausgeflippt und hat sämtliche Kaffebecher vom Regal quer durch die Küche gefeuert, einen nach dem ande-

ren, die Backofentür kriegte einen Sprung, und das Fenster über der Spüle ging zu Bruch. Ich war auf der anderen Seite der Eßtheke und muß gestehen, daß ich die Szene wahnsinnig komisch fand, was mir heute noch peinlich ist. Ich ging – eigentlich mehr, damit sie mich nicht lachen sah, als wegen der Wurfgeschosse – hinter der Theke in Deckung.

May ist, obgleich sie nicht mehr spricht, der komplizierteste Pflegefall, den ich je hatte. Kompliziert ist sie einmal durch den Kontrast zwischen ihrem Aussehen und ihrem Zustand. May sieht phantastisch aus. Sie hat bräunliche Haut, kaum Falten und dichtes, naturgelocktes weißes Haar. Sie geht nur ganz leicht gebeugt und hat tolle Beine. Mit meinen vierzig Jahren hätte ich nichts gegen die Beine dieser Einundachtzigjährigen einzuwenden. Sie trägt bunte, fröhliche Sachen. Von weitem wirkt sie entspannt, zufrieden, hellwach. Erst wenn man eine Weile mit ihr zusammen ist, merkt man, daß sie nicht spricht, daß in der Fröhlichkeit um ihren Mund und in den hellblauen Augen auch etwas Zielloos-Verwirrtes ist und daß dieser Ausdruck sich nie ändert.

Kompliziert ist sie auch deshalb, weil sie so hemmungslos häuslich ist – und gleichzeitig so hemmungslos entschlossen, aus ihrem Haus herauszukommen.

Eigentlich wurde ich eingestellt, um zu verhindern, daß sie nachts aus dem Haus geht, aber genau das habe ich sie tun lassen. Die Sozialarbeiterin und die Ärztin machen sich Gedanken, weil sie tagsüber so viel schläft, aber für mich ist ganz klar, daß sie am Tage schläft, weil sie nachts so wenig dazu kommt. Nachts ist sie auf Achse, im Sommer wie im Winter, bei Wind und Wetter.

Zuerst hatte ich sie abends zu Bett gebracht und mir alles mögliche einfallen lassen, damit sie drinblieb. Ich hatte es mit warmer Milch, mit Kakao, mit einer Schlaftablette versucht, mit leiser Musik, warmen Bädern, Rückenmassagen. Aber sie wollte einfach nicht müde werden, und sie wollte nicht im Bett bleiben. Ich

packte sie bei den Schultern und hielt sie im Bett fest, ich legte mich sogar neben sie und nahm sie in den Arm. Nichts half. Sie stieg aus dem Bett, stellte sich an die Hintertür und weinte, oder sie lag da und schlief einfach nicht ein. Wochenlang ging das so, und eines Abends sagte ich in meiner Verzweiflung: »Ja, verdammt noch mal, dann geh doch!« Barfuß und im Baumwollnachthemd schlüpfte sie lächelnd durch die Hintertür. Ich blieb ein paar Minuten am Küchentisch sitzen und dachte, hoffentlich wird sie aufgegriffen oder überfahren, und dann nahm ich mich zusammen und lief hinter ihr her. Ich redete ihr gut zu, sie solle doch wieder ins Haus kommen, aber sie ging schnell und schien mich gar nicht wahrzunehmen. Ins Haus würde ich sie nur mit Gewalt wieder zurückholen können, das war mir klar, aber ich bin kleiner als sie. So machte denn May einen zweieinhalbstündigen Marsch mit mir, einen ausgiebigen Rundgang, der hin und wieder auch über fremde Grundstücke führte, meist aber blieb sie auf dem Gehsteig. Ich trabte neben ihr her, manchmal allerdings merkte ich plötzlich, daß sie nicht mehr an meiner Seite war, sondern geräuschlos durch irgendwelche Vorgärten lief.

In der nächsten Woche nahm ich für uns beide Regenmäntel und für May Schuhe mit und versuchte nicht, mit ihr Schritt zu halten, sondern ging hinter ihr her. Nach ein paar Tagen brachte ich sie um zehn nicht ins Bett, sondern zog sie für einen Spaziergang an. Und ging selber in Turnschuhen zum Dienst.

In jenem Winter packte ich in der hinteren Diele May ein wie ein Kind, das man bei kaltem Wetter auf die Straße schickt: Lange, dicke Hosen, Schneestiefel, Handschuhe, Parka und Mütze, und wenn ich ihr den Schal um Mund und Nase wickelte, lächelte sie. Manchmal, wenn ich May in ihre warmen Sachen steckte, spielte ich Mutter. Ich versuchte mir vorzustellen, wie es wäre, nie von dieser Abhängigkeit loszukommen, und dann war ich eigentlich immer sehr erleichtert. Ich war froh, daß Jack und ich nie den idealen

Zeitpunkt, nie den idealen Ort gefunden hatten, um unsere Kinder in die Welt zu setzen. Ich stellte mir vor, daß Kinder mich ebenso einengen würden wie diese dicken Wintersachen.

Die ersten paar Straßenzüge brachte May sehr rasch und zielstrebig hinter sich, dann wurde sie langsamer und fing an, sich umzusehen. Sie schaute in Fenster, hinter denen Licht brannte. Meist ging sie nicht bis in die Vorgärten, sondern blieb auf dem Gehsteig stehen und sah mit großen Augen ins Licht, und dann stellte ich mich neben sie und sah auch hin, denn das, fand ich, sah irgendwie weniger verrückt aus als eine alte Frau, die ein Haus anstarrt, während sich eine Pflegerin im Schatten herumdrückt.

May hatte drei feste Routen, ihre Vorortroute, ihre Parkroute und ihre Slumroute. In den Vororten blieb sie auf den Gehsteigen, in den Parks ging sie am Wasser entlang, und in den Industriegebieten und den heruntergekommenen Vierteln lief sie durch die schmalen Gassen zwischen den Gebäuden.

Jack habe ich nie davon erzählt, er hätte ein Riesentheater gemacht, wenn rausgekommen wäre, daß da zwei Frauen nachts allein in der Gegend herumliefen. Ganz ungefährlich war es natürlich nicht, aber niemand hat uns je belästigt. Es ist erstaunlich, wie wenig Menschen um diese Zeit unterwegs sind – ab und zu mal ein Jogger, ein paar Halbwüchsige, der eine oder andere Betrunkene und die Fußstreifen der Polizei. Es ist, als hätten die Häuser alles menschliche Leben angesaugt, um es gelb und bläulich beleuchtet hinter ihren Fenstern zur Schau zu stellen.

Es wäre wohl möglich gewesen, May nachts im Haus einzusperren, aber ich hatte Angst vor dem, was sich auf ihrem Gesicht oder in ihr abspielen mochte, wenn sie merkte, daß sie gefangen war. So grausam, fand ich, durfte man einfach nicht sein.

Ich bemühte mich zu begreifen, was sie umtrieb, versuchte zu sehen, was sie sah, aber damit kam ich nicht weit. Wenn wir in der Stille der Nacht am Küchentisch saßen und Kakao tranken, nur

beim Licht der kleinen Lampe über dem Herd, fragte ich sie immer wieder: »Warum machst du das, May? Was siehst du da draußen?« Eine Antwort bekam ich nie, nur manchmal wandte sie mir beim Klang meiner Stimme das Gesicht zu.

Besonders gern hätte ich gewußt, was ein ganz bestimmtes Haus für sie bedeutete, das in einer Häuserzeile zwischen dem Rangierbahnhof und einer Lagerhalle für Sanitärbedarf stand. Es waren armselige kleine Kästen mit einer auf Backstein gemachten roten Asbestzementfassade; sie waren wohl um die Jahrhundertwende als Eisenbahnerunterkünfte gebaut worden. Das Haus war Mays Wendenmarke auf der »Slumroute«, der einzigen Strecke, auf der sie ein festes Ziel hatte. Die Häuser rechts und links waren bewohnt und noch einigermaßen gepflegt, dieses aber war hinter dem wuchernenden Unkraut im Vorgarten, dem eingestürzten Verandadach und dem hohen Gras in den Ritzen des Gartenwegs kaum noch zu sehen. Um dieses Haus ging May immer einmal ganz herum; dazu mußte sie auch durch die Nachbargärten. Zum Glück hatte keiner der Nachbarn einen Hund, und zum Glück plärrten im Sommer meist die Fernseher aus den offenen Fenstern knapp einen halben Meter von uns entfernt. Und dann stand May in dem schmalen Durchgang und sah in dieses leere Haus hinein. Es war immer dunkel, die Fenster waren immer fest geschlossen, und im Winter führten keine Fußspuren durch den Schnee ins Haus hinein oder aus dem Haus heraus. Durch vorhanglose Scheiben fiel das Licht der Straßenlampen auf kahle Bodenbretter. Sie hat es mir nie gesagt, aber ich habe May immer wieder gefragt: »Was bedeutet dir dieses Haus?« Ich bin strikt dagegen, Dinge aufzubewahren, die ich nicht gebrauchen kann, und war deshalb damals vielleicht sogar ganz froh, daß sie es nicht verriet.

Mein rastloses Sortieren und Aussondern stand in krassem Gegensatz zu Mays Sammeltrieb. Wenn ich das Bedürfnis hatte, mich zu entspannen, räumte ich Keller und Garage und sämtliche